Das Elfenbeinsammeln in Afrika.

In dem Buche: Dr. W. Junker's Reisen in Afrika, findet sich eine Unmenge ebenso interessanter wie unterrichtender Ausführungen, die vielfach von der scharfen Beobachtungsgabe und dem Darstellungstalent des berühmten russischen Reisenden zeugen, aber auch von einer Begabung desselben in der Auffindung des für ein großes Publikum unterhaltenden Stoffes Beweis ablegen. So verbreitet er sich anläßlich der Schilderung seiner Anwesenheit im Sudan auch über das Elfenbeinsammeln.

Bezüglich der Art, Elfenbein zu sammeln — so beginnt er —, erfuhr ich von den Regierungsbeamten und durch Erkundigen bei den Negerhäuptlingen Folgendes: Die vor dem Eindringen chartumer Händler nur des Fleisches und Fettes wegen gejagten Elephanten wurden seitdem eifrig verfolgt, von den Negern in Fallgruben gefangen und in diesen getödtet, seltener direkt mit der Lanze angegangen. Daß Letzteres aber doch geschah, bezeugte mir die Begegnung, welche ich in einsamer Waldwildniß mit einem Neger hatte, der, nur von einem Jungen begleitet, mit einer mächtigen, 10 bis 12 Centimeter breiten Lanze bewaffnet, der Fährte von Elephanten folgte. Die Lanze, haarscharf zugeschliffen, war zum Schutze mit einer starken Lederkappe überzogen, eine in diesen Ländern von mir sonst fast nie gesehene Vorsichtsmaßregel. Allgemein im Gebrauch fand ich sie dagegen auf meinen späteren Reisen in Unyoro und Buganda.

„Die Stoßzähne wurden, sobald das Thier verendet war, herausgenommen und dem Häuptling zugebracht, von welchem dann die Zeribenverwalter (Unterhändler) sie einhandelten. Daß der Handel selten für den Neger, stets aber für die Nubier vortheilhaft war, lag bei den damals herrschenden Verhältnissen auf der Hand. Auch kam es bis in die neuere Zeit kaum vor, daß einzelne Zähne eingehandelt wurden, jeder Negerchef lieferte soviel Elfenbein, als er hatte, und erhielt dafür nach einer erfolgreichen Razzia (gegen die selbstständigen Neger) eine ganz willkürlich vom Mudir bemessene Zahl von Rindern als Endschädigung. Außerdem wurden eigene Elephantenjäger von den Zeriben unterhalten, Berberiner oder Schaiquie, welche in kleinen Gesellschaften zu drei bis fünf vereint auszogen; ortskundige Neger mußten ihnen als Führer dienen, welche sie auf die frische Fährte der Elephanten brachten. In früheren Jahren lieferte Makaraka selbst große Mengen Elfenbein (ehemals sollen jährlich bis 50 Elephanten erlegt worden sein, in den letzten Jahren sank die Zahl bis zu 10 herab), aber die ehemals so zahlreichen Heerden haben sich stets vermindert, und zu meiner Zeit (Ende der 70er Jahre) wurde die größere Menge der von der Mudirije an die Regierung gelieferten Zähne aus Kalika und den Niam-Niamländern geholt (Alles südsudanische Landschaften). Dortselbst wurde der Zahn nach meinen Erkundigungen durchschnittlich mit zwei Stück handgroßen Melot (eiserne Schaufeln) bis 10 Handringen aus Kupfer und ein paar Handvoll Glasperlen bezahlt.

„Die Elephantenzähne werden nach ihrer Größe in verschiedene Sorten getheilt, eine Eintheilung, die weniger auf die Qualität derselben als das Gewicht Rücksicht nimmt und welche auch für den Preis auf dem Markt in Chartum bestimmend war.

„Welche Verheerungen der Bedarf der civilisirten Welt an Elfenbein unter den klugen Dickhäutern angerichtet, ergibt die Berechnung, daß Afrika in den 20 Jahren, von 1857 bis 1876 durchschnittlich pro Jahr 614,000 Kilogramm an Elfenbein nach Europa, außerdem aber noch beiläufig 100,000 Kilogramm nach Indien und etwa 60,000 Kilogramm jährlich nach Amerika ausgeführt hat; die dieser Ausfuhr entsprechende Anzahl der jährlich getödteten Elephanten mag mindestens 52,000 betragen. Wie lange noch, und auch diese Thiere werden nahezu ausgerottet sein, und Das so wichtiger Sachen wegen, wie Billardkugeln, Regenschirmgriffe, Klaviertasten u. s. w.

„Und welches unbeschreibbare, grauenhafte Elend in allen denkbaren Formen hat der Elfenbeinhandel nicht in seinem Gefolge über Millionen von armen Negern gebracht! Oh, daß alle Klagen, Wehrufe und herzerpreßten Seufzer laut werden könnten, welche ein über Tausende von Meilen gewandertes Stück Elfenbein verursacht hat, ehe es unter der Hand unserer klavierarbeitenden Jugend den zum Hören Verurtheilten einen Theil dieser Qual nachempfinden läßt!"

— Es muß der mohamedanischen Weltanschauung ungemein schwer fallen, sich in den europäischen Gedankengang über die unbedingte Verwerflichkeit des Sklavenhandels und der Sklaverei hineinzufinden, denn das Verhältniß zwischen Herrn und Diener beruht im Orient auf wesentlich anderer Voraussetzung, als bei uns. Nach dem Koran zählt der Sklave zur Familie, und bei den Großen steht er dicht an der Leiter, die zur Herrschaft führt, und deren oberste Sprosse er oft genug erklimmt. So ist dieser Tage, wie aus Petersburg gemeldet wird, der Großvezier des Emirs von Bokhara im Alter von 86 Jahren gestorben. Dieser oberste Würdenträger seines Landes stammte von persischen Sklaven und war selbst von Turkmenen dem Emir für den Betrag von 80 Rubeln verkauft worden. Trotz seiner Herkunft genoß er beim bucharischen Volke hohe Achtung. Wegen seiner Intelligenz und seiner Charakterzüge wurde er im Uebrigen auch von den russischen Behörden, die mit ihm im Verkehr standen, sehr geschätzt.

— Dom Pedro erklärt, er nehme von der provisorischen Regierung Brasiliens nicht die ihm bewilligte Jahrespension an; er sei aber bereit, nach wie vor seine Civilliste zu beziehen, denn er habe nicht abgedankt. Diese delikate Unterscheidung ist eines Diplomaten oder — Advokaten würdig.

Das Rührungsgas.

Eine elektrische Novelle von A. Oskar Klaußmann.

Freund! Bruder! Genosse! Sie ist mein! Sie ist mein! O nie geahntes Glück! An meinem Herzen hat sie vor versammelter Schwiegermutter gelegen, und diese hat segnend ihre werthen Hände auf unsre Häupter gelegt! Es lebe die elektrische Ausstellung! Es lebe die Freundschaft! Marie hat ein Vermögen von 90,000 Gulden! Es lebe die Elektrizität! Sie ist ein Engel an Schönheit und Herzensgüte! Ich beabsichtige, eine Fabrik für elektrische Apparate zu gründen! Die Elektrotechnik ist die Wissenschaft aller Wissenschaften! Du mußt zu unserer Hochzeit kommen! Junge, ich sage Dir, die Elektrizität ist das einzig Wahre, die Elektrizität ist die Welt, ist die Zukunft, das Gehirn des Weltgeistes, ist die Leuchte für die Menschheit, die Jahrtausende im Dunkeln tappte, und schon in vier Wochen ist unsre Hochzeit!

Ich werde versuchen, verständiger zu schreiben, denn ich vermuthe, Du wirst aus vorstehenden Exklamationen noch nicht klug geworden sein. Wo soll ich beginnen, Dir mein Glück zu schildern? Aber ich will mir Mühe geben, Dir die Sache chronologisch und historisch darzustellen.

Als ich in den ersten Monaten dieses Jahres als technischer Vertreter meines Hauses nach Wien ging, um die Vorarbeiten für die elektrische Ausstellung zu beginnen, welche wir beschicken wollten, ahnte ich noch nicht, welche Abenteuer mir bevorstanden. Ich lebte nur der Wissenschaft und der Technik und ging ganz in meinen Arbeiten auf. Der Frühling kam auch nach Wien, im Stadtpark blühten die Bäume, im Prater sangen die Vöglein, und unsere große Dynamomaschine war nahezu montiert. Zum erstenmale sah ich sie im Hofburgtheater — ich meine natürlich Marie — und war von ihrer eigenartigen Schönheit sofort gefangen.

Denke Dir das idealste blonde Gretchen mit all den pikanten Reizen der Wienerin, die uns Norddeutschen für gewöhnlich um unser bischen Verstand bringen, und Du wirst es verstehen, daß ich elektrisirt wurde. Ein glücklicher Zufall wollte es — Gott Amor fügte es, würde unser gemeinsamer Freund Verseknipser, der Lyriker, sagen —, daß Mariechens Augen — Augen sage ich Dir, wie Swan-Glühlichter — sich auf mich lenkten, sie schien irgend etwas Interessantes an mir gefunden zu haben, sie erwiderte meine Blicke, sah wieder nach mir, erröthete, und die herrlichste Augenradiophonie war baldigst im Gange. Was Herr von Wilbrandt an jenem Abend in „seinem" Hofburgtheater Dramatisches verzapfen ließ, weiß ich nicht, aber das thut nichts, ich kenne so wie so alle seine Werke. Nach Schluß der Vorstellung eilte ich in das Foyer und sah mit Aerger, wie ein Mann, der mir durchaus nicht gefiel, Mariechen mit ihrer Mutter erwartete, ihnen die Umhänge um die Schultern legte und sie endlich zum Wagen geleitete.

Natürlich folgte mein Fiaker dem Gefährte, das endlich vor einem kleinen Palais hielt, und auf Befragen erfuhr ich noch denselben Abend, daß die Eigenthümerin dieses Prachtbaues die verwittwete Bankiersgattin Frau von Skarnitzel sei. Binnen wenigen Tagen wußte ich noch mehr: Die steinreiche Dame hatte nur eine einzige Tochter, nämlich Marie, und diese war „so gut wie verlobt" mit jenem Kerl, den ich im Foyer des Hofburgtheaters den cavaliere servante der Damen hatte machen sehen; ein Herr von Ganglhupfer, Ritter von Ararat. Er war früher Börsenmakler, lebt jetzt von seinen Renten und war seit Kurzem geadelt.

Du wirst zugestehen, daß die Chancen für mich durch diese Verhältnisse sehr ungünstig waren, und daß es Thorheit gewesen wäre, eine Annäherung an die junge Dame zu versuchen. Aber das gütige Geschick wollte es anders. Eines Tages erfuhr ich, daß einer unsrer für die Ausstellung engagirten Unterbeamten ein Liebesverhältniß mit einem Kammermädchen habe, und zwar mit dem der Frau von Skarnitzel. Natürlich war in kürzester Zeit eine vortreffliche poste d'amour im Betriebe, ich hatte in allen Ehren einige Rendezvous mit Mariechen, erhielt von ihr das beseligende Geständniß, daß sie mich liebe und niemals dem Ritter von Ararat ihre kleine volle Hand reichen würde. Mariechen erklärte mir außerdem, daß ihre Mama ihr noch nie einen Wunsch versagt habe, und daß sie wohl auch gegen unsre Verbindung nichts haben werde, und so ließ ich mich eines Tages kurz entschlossen bei meiner Schwiegermama in spe melden, um meinen ernstgemeinten Antrag in Bezug auf Marie zu machen.

„Mein Herr!'' entgegnete Frau von Skarnitzel nach meinen einleitenden Worten, „meine Tochter hat mir bereits ein Geständniß gemacht. Es ist meine Schuld, das Kind nicht besser beaufsichtigt zu haben, so daß es Ihnen möglich wurde, mit ihm ein Verhältniß anzuknüpfen. Ich danke Ihnen bestens für die Ehre Ihrer Werbung, aber Marie ist seit Jahren, wenn auch nicht offiziell, mit Herrn von Ganglhupfer verlobt, und für mich liegt kein Grund vor, dieses Verhältniß zu lösen, das überdies durchaus den Intentionen meines verstorbenen Gatten entspricht.''

„Gnädige Frau!'' sagte ich, mich verbeugend, „ich bin zwar etwas Idealist, vor allem aber als Elektrotechniker Realist. Ich verstehe daher ganz und gar Ihre Ablehnung und kann sie nur billigen. An Herrn von Ganglhupfer gewinnen Sie für Ihr Fräulein Tochter einen Gatten, der ihr gleich an Vermögen ist, und den bereits Ihr verstorbener Herr Gemahl für dieselbe bestimmte. Ich bin Ihnen ein fremder, mittelloser Mensch ohne Namen und Stand, denn ich heiße einfach Schulze, und das ist schon weniger ein Name, als ein Koeffizient. Alle Gründe der Vernunft mußten Sie zwingen, mir eine abschlägige Antwort zu geben. Nun versetzen Sie sich aber, wenn ich bitten darf, nur einen Augenblick auf den Standpunkt, von dem aus ich die Sache betrachte. Marie liebt mich, ich liebe sie ebenfalls; Marie ist jung, schön, reich, ich bin ein Mann von Energie und Thatkraft. Sie werden von mir nicht verlangen können, daß ich so ohne Kampf und Widerstand allen Hoffnungen entsage. Gnädige Frau, ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich nicht ruhen werde, alle rechtlichen und gerechten Mittel aufzuwenden, bis Marie — mit Ihrer Einwilligung — die Meine ist. Ich habe die Ehre, gnädige Frau!''

Wie ich später erfuhr, habe ich mit dieser Rede der Dame ungeheuer imponirt. Ich ging. Als ich auf der Straße war, blickte ich noch einmal nach dem Hause zurück. Zwischen den Gardinen eines Fensters im ersten Stock lugte Mariechens Kopf hervor, und aus ihren Augen traf mich ein Blick von ca. 18 Jablochkoffscher Kerzen Stärke.

Ich weinte nicht, ich jammerte nicht, machte weder Gedichte noch Fensterpromenaden, behielt meinen Appetit, arbeitete unermüdlich, und als die elektrische Ausstellung im vorigen Monate eröffnet wurde, waren mein Feldzugsplan und alle Vorbereitungen für denselben vollendet.

Acht Tage war die Ausstellung im Gange, und eines Abends strahlte die große Rotunde im feenhaften Glanze zahlloser elektrischer Lampen, als Frau von Skarnitzel mit ihrer Tochter Marie und dem unvermeidlichen Herrn von Ganglhupfer ihren ersten Besuch und Rundgang machten. Plötzlich blieb Mariechen vor einem elektrisch erleuchteten Stereoskopen-Apparat stehen und rief:

„Ach, wollen wir das nicht näher anschauen?''

Mama und Begleiter hatten nichts dagegen, und alle drei nahmen je nach einer Seite des großen Holzkastens Platz, durch die Okulare die Bilder betrachtend.

Marie hatte in meinem Auftrage gehandelt, als sie zur Besichtigung des Apparats einlud. An demselben Tische mit den Betrachtenden saß ich nun verborgen im dunkelsten Schlagschatten des elektrischen Lichtes. Ich hatte erst vor wenigen Tagen eine Entdeckung gemacht, welche auch Dich, lieber Freund, ungeheuer interessiren dürfte. Ich habe nämlich gefunden, daß aus den Rückständen, welche beim Raffiniren des Petroleums übrig bleiben, sich durch Zersetzung mittels des elektrischen Stroms ein außerordentlich flüchtiges Gas entwickelt. Dieses Gas hat aber die entgegengesetzte Wirkung des Nitrooxygengases (sogenanntes „Lach"-Gas), es macht nämlich denjenigen, der es einathmet, ungeheuerlich gerührt und weichgestimmt, erregt großartige Sentimentalität, Mitleid, zärtliche Gefühle für Mitmenschen u. s. w. Unterhalb der drei Okulare der Stereoskopen befanden sich je zwölf feine, fast unsichtbare Platinaspitzen im Holze, welche sofort reichlich Rührungsgas ausströmen ließen, wenn man die Batterie schloß. Kaum hatten die Betrachtenden Platz genommen, so ließ ich das geruchlose Gas auf Frau von Skarnitzel und Herrn von Ganglhupfer einwirken. Erstere sah überdies im Apparat nur Scenen aus dem Leben berühmter unglücklicher Liebespaare, wie Romeo und Julia, Hero und Leander u. s. w. Letztere sah Scenen aus unglücklichem Eheleben.

Es waren keine fünf Minuten vergangen, als die ersten Thränen über Frau von Skarnitzels Wangen rollten, dann verfiel sie in krampfhaftes Schluchzen, wobei ihr mein Rival eifrig half. Ich trat aus dem Schatten hervor, erfaßte Mariens Hand, trat vor die schluchzende Dame und sagte:

„Grausame Mutter! Fremder Liebesgram erpreßt Dir Thränen, aber Dein eigenes Kind läßt Du ruhig sterben. Wisse, Marie und ich haben beschlossen, vereint zu sterben, nachdem Du uns nicht vereint leben lassen willst—"

„Halten Sie ein!'' schrie die würdige Dame auf — „O meine Kinder! Wie könnt Ihr mich für so grausam halten! Nehmt Euch und seid glücklich! Hier mein Segen!''

Es war gelungen. Marie warf sich an meine Brust und umarmte dann ihre Mutter, welche auch mich weinend in ihre Arme schloß. Herr von Ganglhupfer stand daneben und machte ein unbeschreiblich interessantes Gesicht. Aber das eingeathmete Gas war mächtiger als sein Erstaunen, schluchzend segnete auch er unsern Bund, woran mir — unter uns gesagt—verteufelt wenig lag. Am nächsten Morgen, als Frau Schwiegermama noch immer unter dem nachwirkenden Einflusse des Rührungsgases stand, machten wir einen notariellen Heirathscontrakt, in dem ich nicht zu kurz gekommen bin. Ich hielt diese prosaische Formalität für nothwendig, weil ich fürchte, der noch immer von Rührung infizirte Herr von Ganglhupfer wird statt der Tochter die Mutter heirathen. Er will sich mit Kapital bei meiner neuen Fabrik betheiligen und durch seine Konnexionen durchsetzen, daß ich geadelt werde. So werde ich wohl schon binnen kurzem Dir einen Brief senden können mit der Unterschrift

von Schulze,
Ritter von Elektron.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein,
Du kannst nicht Strümpfe stopfen,
Doch Klavier, das spielst Du fein.

Du verdirbst die Braten und Saucen,
Das Kochen ist gänzlich Dir fremd.
Du hast viel noble Passionen—
Und ich ein zerrissenes Hemd.

Mir ist, als ob ich die Hände
Müßt' legen auf's Portmonnä,
Betend, daß Gott Dich behüte
Während ich pleite geh!

— Im Concerte. Eine mittelmäßige Sängerin flüstert ihrem Begleiter am Clavier zu: „Aber Sie accompagniren mich ja so stark, daß mich kein Mensch hört!" — „Verzeihen Sie, mein Fräulein, es geschieht doch nur zu Ihrem Besten," antwortete dieser trocken.

— Schadenfroh. Frau: „Es ist doch recht lästig, auf dem Lande große Festtracht anlegen zu müssen. Wären wir doch lieber nicht zur Hochzeit eingeladen."—Mann: „Ich bin gerne dabei, wenn Andere heirathen."—„Ja, Du bist so schadenfroh."

— Wer gerne leidet, der ist gerne gelitten.

Joujou.

Die Geschichte eines Modespielzeugs.

Im Herbst 1790 stand ein Mann mit Namen Lemarque auf dem Karousselplatze zu Paris.

Aus einem Weidenkorbe, den ihm ein Knabe reichte, nahm er ein „rundes Ding" von polirtem Holze. Es bestand aus zwei dünnen Scheiben, die in der Mitte durch einen kleinen Cylinder verbunden waren. Um diesen war eine Schnur mit einer Schlinge gewickelt, die sich der Mann an den rechten Zeigefinger hing.

Er ließ das Ding fallen, gab ihm aber, bevor die Schnur völlig abgewickelt, einen kräftigen Ruck und bewirkte so, daß das Ding an der Schnur von selbst wieder nach oben kam. Das setzte er unaufhörlich fort, und das immer schnellere Ab- und Aufwickeln, in dem das ganze Spiel bestand, zog viele Leute herbei.

Lemarque zeigte auf seinen Vorrath im Korbe und erzählte, daß er in Ostindien gewesen sei. Dort an einem Fürstenhofe habe er das Ding zuerst gesehen: eine Erfindung der Tochter des Nabobs Peradschah Daula, die damit gespielt, um ihre schöne Hand zu zeigen. Auf seine Bitte habe man ihm das Ding geschenkt, und da er gelernter Holzschnitzer, so sei ihm nach seiner Heimkehr der Einfall gekommen, das Spielwerk nachzumachen und zu verkaufen.

Erfunden, um die schöne Hand zu zeigen! — Die Damen und Herren, die den Mann und seinen Korb umstanden, dachten an ihre Hand, die im Handschuh steckte ... Der ganze Vorrath wurde rasch gekauft, und Einer fragte, wie das Spielwerk heiße?

Nach dem Namen hatte Lemarque in Ostindien nicht gefragt, auch noch nie an ihn gedacht. „Ein Spielwerk", meinte er sinnend, „ein Joujou"....

„Joujou!" rief Einer, die Anderen riefen es nach, und plötzlich hieß das Ding Joujou.

Es kam in Mode; es wurde der unzertrennliche Begleiter der vornehmen Welt. Lemarque schnitzte rastlos weiter, nahm Gehilfen an und ließ das Spielzeug auf allen Plätzen, in allen Gassen verkaufen, während er selbst mit seinem Korb an jedem Tage auf dem Karousselplatze erschien.

Ganz Paris, Prinzen und Officiere, Girondisten und Jacobiner, Alles spielte Joujou. Selbst Danton, heißt es, habe damit gespielt, um sein siedendheißes Blut zu kühlen. Reiter hielten den Zaum in der Linken und in der Rechten das Joujou, und wenn die Damen durch das Wäldchen fuhren, hielten sie das Joujou—der Handschuh war abgestreift!—zum Kutschenfenster hinaus.

Dichter haben das Spielzeug besungen, und Lemarques Concurrenten, Goldschmiede in der Gasse Quincampoix, stellten es aus Silber her. Ein verarmter Officier kam auf den Einfall, mit seinem letzten Gelde ein silbernes Joujou zu kaufen und über den Kanal zu gehen. In London bot er es dem Prinzen von Wales (Georg IV.) an, und „Gentleman George", der auch sehr schöne Hände hatte, war ganz entzückt. Im Theater, weit über die Brüstung geneigt, tanzte das Spielzeug in seiner Rechten auf und nieder. Er hatte den Handschuh natürlich ausgezogen, was Lady Wrarell entsetzlich fand.

Doch der Officier erreichte seinen Zweck: das Joujou wurde auch an der Themse Mode. Den Prinzen amüsirte es, das ganze vornehme London wollte es haben, und der glückliche Officier kam mit einem Auftrag von 10,000 Stück nach Paris zurück.

Etwas später brachten flüchtige Royalisten das Spielwerk nach Stockholm und über den Rhein.

Am Mälarsee lebte Gräfin Hilda von Königsmark, eine Verwandte der berühmten Gräfin Aurora von Königsmark. Drei Edelleute warben um ihre Hand. Noch unschlüssig, wen sie erhören sollte, zeigte ihr einer jener Franzosen das Joujou. Da beschloß sie, sich dem zu vermählen, der es einen ganzen Tag lang spielen könnte, ohne daß es ihm nur einmal zur Erde fiel.

Die Freier übten sich wochenlang, und der Wettkampf fand statt. Nur von einer Mahlzeit unterbrochen, währte derselbe bis zum Abend, und Löwenhaupt, später ein berühmter General, ging als Sieger hervor.

Zu Bonn am Rhein, wo der Herzog von Holstein-Beck als Gast des Kurfürsten lebte, hat ihm einer jener Emigranten das Spielwerk gezeigt.

Er kaufte es, ging gleich mit seiner Gemahlin nach Nürnberg, und da er ein Sonderling war, bestellte er bei einem dortigen Drechsler zwei Joujou, die den Umfang kleiner Wagenräder hatten. Einige Dutzend gewöhnlicher Größe bezog er aus Paris.

Mit diesem Vorrath kam er dann nach Berlin. Den Leuten, die in immer größeren Schaaren vor dem Gasthofe „Stadt Rom" standen, bot sich ein wunderliches Bild: aus den Fenstern des ersten Stockwerks, das der Herzog nebst Gattin bewohnte, ließen sie die Nürnberger Räder, wie das Publikum sagte, an Seilen auf- und niedertanzen.

Erst drückte die Polizei ein Auge zu. Da aber der stets größere Andrang vor dem Gasthofe den Verkehr hemmte, so schritt die Behörde ein. Der Herzog wollte nicht hören, bis dann König Friedrich Wilhelm II., dessen Befehl man erbat, dem Herzog sagen ließ: er möchte Zimmer im Hinterhause beziehen und die Räder nach dem Hofe tanzen lassen.

Im ersten Verdruß hierüber kaufte Hoheit die Besitzung Friedrichsfelde bei Berlin. Dort durfte ihm Keiner befehlen. Er rief einen Maler, der ihm die Räder mit Teufelsfratzen bemalte. So hingen sie in Friedrichsfelde stundenlang aus den Fenstern, ohne Zuschauer zu finden, da die Bauern, als sie den „Höllenspuk" kaum gesehen, schleunigst geflohen waren.

Die in gewöhnlicher Größe aus Paris bezogenen Joujous hatte der Herzog bei der Abfahrt an Bekannte verschenkt. Sie gingen von Hand zu Hand, und die Pariser und Londoner Mode wiederholte sich an der Spree: das Joujou wurde auch in Berlin der unzertrennliche Begleiter der vornehmen Welt. Gräfin Lichtenau spielte damit in der Sänfte und in der Karosse, in ihrem Bette und ihrem Zimmer, wenn sie Besuche empfing. Neben ihrer Potpourri-Vase auf dem Kamin lag ein silbernes und ein goldenes Joujou, die ihr der Pariser Agent in der Gasse Quincampois gekauft.

Auch im Berliner Thiergarten sah man Reiter mit diesem Spielzeug in der Rechten; auch dort hielten es Damen mit der entblößten Hand zum Kutschenfenster hinaus. Unter den Zelten, wo man eine Erfrischung nahm, wurde eifrig Joujou gespielt, und wenn der König, im blauen Gehrock und das spanische Rohr unter'm Arm, auf seiner Promenade nach den Zelten kam, sah er dem Treiben lange zu.

Am Kahne zu stehen und das Joujou dicht auf das Wasser rollen zu lassen, ohne daß es die Fluth benetzte; das galt als besondere Kunst! Auf der Spree hinter den Zelten, wenn eine Gesellschaft in Treckschuten (von Menschen oder Pferden am Ufer gezogene Kähne) nach Charlottenburg fuhr, wurde sie fleißig geübt. Damen und Herren in bunter Reihe; Jene in seidenem Rock mit langer Taille, das Fichu von geblümtem Flor, Frisur en garbe und Kopfputz a la Turque; diese im schwarzen Frack, im Beinkleid von weißem Kasimir und erbsengelber Weste prince of Wales. Die Strümpfe waren weiß und violett gestreift, auf den stumpfen Schuhen blitzten viereckige silberne Schnallen, und im Petschaft am breiten Uhrbande glänzte ein Karneol. Jeder von ihnen ließ das Joujou bis dicht über Wasser tanzen, und wem es zwölf Mal hintereinander ohne Berührung mit der Nässe gelang, wurde mit dem Siegesrufe Joujou begrüßt.

Dem Prinzen Heinrich in Rheinsberg schickte man das Spielzeug aus Berlin, wo es nun auch gefertigt wurde. Er gab es seinem Zwerge Bouffon (Lustigmacher), der sich damit auf den Bettrand setzte, wenn der Prinz nicht schlafen konnte. Bei dem Auf- und Niederrollen schlief er endlich ein, und Bouffon durfte dann den Zucker essen, der auf dem Nachttische stand.

Aber der Zwerg wurde plötzlich so übermüthig und ungezogen, daß er in Ungnade fiel. Er mußte in seine Heimath Kursachsen zurück; das Joujou, von dem er sich nicht trennen konnte, erhielt er geschenkt. Damit kam er in die Nähe von Weißenfels, nach dem Landgute Weißig, wo Herr von Flemming lebte. Das war ein wunderlicher Herr! Seine ganze Bibliothek außer Bibel u. Gesangbuch bestand aus 6 Schriften: „Der Geistliche Hosenträger", „Donnerworte für schlechte Gewissen", „Ein gottseliges Eilein, gelegt für arme Sünder im Herrn", „Die schöne Magelon", „Der gehörnte Siegfried" und „Fausti Höllenfarth". Seine Bauern mußten mit Stöcken, Heugabeln und Dreschflegeln exerziren; in einer zeisiggrünen Uniform mit goldenen Litzen, einem mächtigen Hute mit wallenden Federn und einem riesigen Schleppsäbel kommandirte er. Er nannte sich dann Hannibal auf den Alpen und rief, das sei der echte Säbel, so'n richtiger, der da rassele.

Bei diesem Herrn kam Buffon mit seinem Joujou an. Das Entzücken Seiner Gnaden war unbeschreiblich. Der Zwerg mußte ihm auf die Schulter steigen und das Spielzeug rollen lassen, doch wurde er bald so furchtbar maltraitirt, daß er das Joujou in seinen Gürtel steckte und Reißaus nahm. Trübselig auf einem Prellstein am Wege nach Weißenfels sitzend, sah ihn die Herzogin Anna, die in einer Kutsche des Weges kam. Sie nahm ihn mit und fütterte ihn mit Zuckerstangen, Konfitüren und Marzipannüssen. Doch Flemming schrie nach Bouffon und Joujou, und als er hörte, daß ihn die Herzogin geraubt, schickte er seine Bauern in das Feld. Da mußten sie nun mit Stöcken, Heugabeln und Dreschflegeln gen Weißenfels, und Flemming, den Schleppsäbel schwingend, ritt voraus. Der Schloßhauptmann schickte ihm aber die Leibgarde zu Pferde, sechs Mann und dreißig Mann Schloß-Grenadier-Garde, entgegen. Kein Schuß fiel, denn die Bauern ergriffen die Flucht, und Flemming, der jammernd nach Zwerg und Spielzeug rief, ritt ihnen wüthend nach.

So blieb denn Bouffon bei der Herzogin. Doch das Vergnügen währte nicht lange. Der Zwerg aß zuviel Süßigkeiten, erkrankte, siechte rasch dahin und wurde schon nach wenigen Monaten im Schloßgarten begraben. Sein Joujou gerieth in Vergessenheit, und eine herzogliche Zofe nahm es mit, als sie Weißenfels verließ und nach Berlin zur Gräfin Werthern kam. Das „runde Ding" gefiel ihr, sie lernte es brauchen und zeigte es anderen Zofen und Lakaien, als sie ein Tanzlokal im Dorfe Moabit besuchte.

Zwar hatten es die Diener oft genug bei ihrer Herrschaft gesehen, doch was die Zofe der Gräfin Werthern besaß, konnten sie sich doch auch verschaffen. Schon stellten drei Berliner Holzschnitzer Joujous her, und plötzlich bekamen sie Diener und Dienstmädchen zu ihren Kunden. Um sich ein Ansehen zu geben, sagt unsere Quelle, versahen sie mit dem Joujou gern ihren Dienst.

Das verdroß die Herrschaften so, daß sie diesem Spielzeug allmählich entsagten. Eine Nachricht, sie hätten ihren Leuten dergleichen verboten, liegt nirgends vor. Genug, in Deutschland kam das Joujou schon 1794 wieder aus der Mode; es war gleichsam aus den feineren Kreisen in die dienende Klasse gedrungen, wo man es auch nicht mehr lange und nur vereinzelt benutzte.

In Frankreich und England hielt sich die Mode noch länger, bis das Joujou dort und in Deutschland ein Spielzeug der Kinder wurde. In den vierziger Jahren nahm zuweilen noch die Großmutter das „runde Ding" aus der Kommode, und der glückliche Knabe, Joujou rufend, ließ es am Bande auf und nieder rollen.

N.-St.

— Heiteres. Warum sind die Frauen für die Liebeserklärung eines Dummkopfes häufig empfänglicher, als für jene eines geistvolles Mannes? — Weil sie sich einbilden, daß der Erstere mehr Liebe fühle, als er sagen kann, während der zweite mehr Liebe zum Ausdruck bringt, als er fühlt.

Das Kind auf Raten.

Ein bürgerliches Sittengemälde.

In dem Wiener Vorort Währing, Schulgasse No. 8, wohnte ein junges Ehepaar, Herr und Frau Umbach, seit einigen Jahren im besten Einverständnisse. Herr Umbach besaß als Buchhalter in einem Wiener Geschäfte stets sein gutes Auskommen, seine Frau war hübsch und entbehrte nicht jener häuslichen Tugenden, welche das Glück einer Ehe begründen. Es gab nur einen Schatten, der über den wolkenlosen Himmel dieser Ehe zog — sie blieb kinderlos. Herr Umbach war indeß weit davon entfernt, seiner Gattin jene Vorwürfe zu machen, welche schweigenlose Frauen aus den Mienen ihrer Ehemänner zu lesen glauben. Doch Frau Umbach sehnte sich in den vielen einsamen Stunden, die der Beruf ihres Gatten für sie im Gefolge hatte, nach einem Wesen, dem sie den Ueberfluß ihrer eigenen Zärtlichkeit schenken und mit dessen Anblick sie ihren Mann erfreuen könnte. Zwei Jahre lang wartete sie auf diese Weise geduldig des schönen Moments, da sie sich endlich Mutter fühlen würde. Als auch nach dieser Frist das ersehnte Mutterglück sich nicht ankündigen wollte, gerieth die junge Frau auf den bizarren Einfall, das, was ihr die Natur so geizig versagte, auf dem Wege der Täuschung dennoch hervorzubringen. Mit einem Raffinement und einer Verstellungskunst, welche man kaum für möglich halten sollte, arbeitete Frau Umbach den Plan aus, ihrem Gatten ein fremdes Kind als das eigene zu bescheeren, und sie verfolgte diesen schlau ausgedachten Plan so beharrlich und so umsichtig, daß es ihr in der That gelang, den arglosen Mann zu bethören und ihn nicht weniger als acht Monate lang Vaterfreuden an dem Kind einer Slovakin genießen zu lassen.

Es muß ein nicht unbedeutendes schauspielerisches Talent in dieser kleinen Frau stecken. Im Frühling des verflossenen Jahres machte sie ihrem Manne mit dem üblichen holden Erröthen das erste süße Geständniß, daß sie sich Mutter fühle. Die aufflammende Freude ihres Gatten mag sie wohl erst recht bestärkt haben, den beabsichtigten Betrug auch wirklich zu vollenden. Kein Sympton blieb in der folgenden Zeit aus. Die junge Frau entwickelte vollkommen jene gesteigerte Reizbarkeit der Nerven, jenen raschen Stimmungswechsel, der eine Begleitungserscheinung derartiger Zustände zu bilden pflegt. Ihr Geschmack und Eßlust nahmen ebenfalls die bekannten sonderbaren Neigung an und wechselten ab mit dem für jungverheirathete Frauen so bedeutsamen Uebelbefinden und sonstigen charakteristischen Merkmalen der keimenden Mutterschaft. Ja; sie vergaß nicht einmal die verhängnißvollen Zahnschmerzen zu heucheln und ließ sich ohne Bedauern einen Zahn ziehen, welcher hätte durch Plombirung ihrem hübschen Gebiß noch lange hätte erhalten bleiben können. Nicht minder sorgfältig wußte die talentvolle Darstellerin junger Mütter ihrer zierlichen Figur im Laufe der Zeit immer getreu jene Form zu geben, welche der jeweiligen Phase des simulirten Zustandes entsprach, so daß auch die im Hause wohnenden erfahrenen Frauen nicht der leiseste Zweifel an der Wahrhaftigkeit dessen beschlich, was sie doch mit eigenen Augen sahen. Ueber diesen delikaten Punkt sei nur bemerkt, daß Frau Umbach mit glücklichem Griff sich nach und nach verschiedener Exemplare eines weiblichen Toilettenartikels bediente, dem unter normalen Verhältnissen insgemein ein anderer Sitz in Damentoiletten angewiesen ist.

So nahte endlich die Stunde, da sich Frau Umbach vorgenommen hatte, Mutter zu werden. Auch dafür waren alle Vorkehrungen getroffen. Frau Umbach hatte in der Zwischenzeit mit Geld und guten Worten eine in der Lerchenfelderstraße auf einer Kammer befindliche Slovakin Namens Pilat, welche ihrer Niederkunft entgegensah, für sich gewonnen und mit derselben verabredet, daß deren Kind ihr unmittelbar nach der Geburt gebracht werde. Sie wollte an dem Kinde Mutterstelle vertreten und der Slovakin hierdurch nicht allein das Kostgeld ersparen, sondern ihr noch monatlich einige Gulden für die Ueberlassung des Kindes bezahlen. Dies geschah.

Die Slovakin hatte es zwar nicht sehr eilig, das neugeborne Kind an seine neue Mutter zu senden. Sie ließ es zuvor als fromme Person für alle Fälle katholisch taufen und schickte es erst dann der schon sehnsüchtig darauf wartenden Frau Umbach. Zum Glück für diese bemerkte Niemand den kleinen Weltbürger, als er, in ein Bündel Wäsche gepackt, die Treppe des Hauses emporgetragen wurde. Dies besorgte eine ins Vertrauen gezogene ältere Frauensperson so heimlich, daß Niemand, selbst die Bedienerin nicht, Verdacht schöpfte. Kaum war das Kind in der Wohnung, so legte sich Frau Umbach als Wöchnerin ins Bett. Es bedurfte auch keines besonderen Zuredens, um den kleinen Slovaken, nachdem seine Hüllen gefallen waren, zu einem mörderischen Geschrei zu veranlassen — kurz: als der Gatte nach Hause kam, war Alles vorüber. In seiner Herzensfreude fiel es ihm nicht auf, daß keine Hebamme anwesend war. Die blasse junge Mutter erklärte ihm später diesen Umstand damit, daß zum Glück für sie eine ihr bekannte Wärterin aus dem Gebärhause sie just zur rechten Stunde besucht habe, um ihr den nöthigen Beistand zu leisten. Leider hätte diese Frau eines schweren Dienstes im Gebärhause zu walten, so daß sie nicht ferner abkommen und, so gerne sie es thäte, als Hebamme fungiren könne. Es wurde also eiligst eine andere weise Frau aus der Nachbarschaft herbeigeholt, welche nach empfangener Aufklärung das Knäblein wusch und pflegte, bis dessen vermeintliche Mama das Wochenbett verlassen konnte. Unterdessen wurde der Säugling noch einmal getauft, und zwar diesmal, da sein vermeintlicher Vater Protestant war, in der Dorotheengasse nach evangelischem Ritus. Auch erfolgte dortselbst die Eintragung des Neugeborenen als eheliches Kind der Eheleute Julius und Josefa Umbach auf den Namen Josef.

Der kleine Joseph gedieh ganz prächtig und war die Freude seiner Eltern. Namentlich der Vater war ganz vernarrt in den Knaben und machte seiner Frau oft scherzhafte Vorwürfe über deren Eifersucht, weil es, wenn er den Jungen so recht herzte und küßte, oft über ihr Gesicht flog wie eine Wolke von stillem Kummer.

„Aber, lieber Schatz", pflegte dann die Frau, eine heitere Lache aufschlagend, zu sagen. Wenn ich eifersüchtig auf ihn wäre, so hätte ich mich gehütet, Dir ein solches Geschenk zu machen".

So flossen volle acht Monate in ungetrübtem Familienglück dahin. Da fiel es der jungen Frau gelegentlich des Kaiserfestes in Bruck ein, eine dort wohnende Familie zu besuchen und den Erstgeborenen auf die Reise mitzunehmen. Der Luftwechsel werde dem Kinde wohlthun, meinte sie, und da hatte der liebende Vater schon nichts einzuwenden. Diese Reise nun sollte das ganze so gut eingefädelte und bisher sorglich bewahrte Geheimniß zerstören. Es war am vorletzten Sonntag, als in der Wohnung des Strohwittwers zwei Frauen erschienen und nach seiner Gattin fragten. Auf seine neugierige Gegenfrage, was sie von dieser wollten, antwortete die Jüngere:

„Wir kommen wegen dem Kind."

„Was habt Ihr denn nach meinem Kinde zu fragen?" entgegnete ärgerlich der Gatte.

„Ich frag' auch nit nach Ihrem Kind, sondern nach mein Kind."

„Hier ist nur eines und das ist das meinige," herrschte Herr Umbach die Sprecherin an. „Glaubt Ihr denn zum Teufel, daß hier eine Kleinkinderbewahranstalt ist?"

Allein die beiden Weiber ließen sich nicht so kurzweg abspeisen. Sie sprachen abwechselnd und einander in's Wort fallend immer weiter.... Der Mann entfärbte sich allgemach....sein Blick ruhte starr auf den Sprecherinnen, welche schließlich höchst energisch das Kind zurückverlangten, da Frau Umbach ihr Wort bezüglich der Ratenzahlung des Kaufschillings seit einigen Monaten nicht gehalten habe....

Der schreckliche Betrug war dem Manne in seinem vollen Umfange klar: — seine Frau hatte ihm ein fremdes Kind untergeschoben, und ihn damit lächerlich und unglücklich zugleich gemacht. An die im Grunde nicht unedlen Motive solcher Handlungsweise seiner Frau dachte er in diesem schrecklichen Augenblicke nicht. Er schob die Weiber wortlos bei Seite und eilte sofort zu einem Advokaten in Ottakring, um demselben die Scheidungsklage wider seine Frau aufzutragen. Weder die falsche Frau, noch das falsche Kind sollten seine Wohnung je mehr betreten. Der Advokat telegraphirte augenblicklich an die verstoßene Gattin, berichtete ihr das Geschehene und theilte ihr gleichzeitig den Entschluß seines auf das Tiefste erschütterten und gekränkten Klienten mit.

Wenige Stunden später war die Frau sammt dem unglückseligen Kind in Wien —ein Bild der Verzweiflung und der Reue. Da ihr die gemeinsame Wohnung versperrt blieb, so richtete sie einen flehentlichen Brief an ihren Gatten mit der Bitte um eine einzige Unterredung. Der Brief blieb unbeantwortet. Erst auf einen zweiten Jammerbrief ließ sich der beleidigte Gatte herbei, die Unterredung zu bewilligen. Diese fand in der Kammer der Slovakin statt, wo auch das Kind wieder bei seiner wahren Mutter untergebracht worden war. Was die beiden Eheleute mit einander sprachen, ist nicht näher bekannt geworden. Noch immer grollend, verließ der Gatte das Haus und schloß sich einsam in seine eigene Wohnung ein. Die Frau, die bei aller guten Absicht doch so schwer gefehlt, ist seitdem verschollen und man befürchtet, daß sie sich ein Leid angethan habe. Das fremde Kind hat auf solche Art, wie ein Zauberwesen mit bösem Blick, das einst die Hexen in friedliche Gemeinschaften gelegt, eine junge Ehe vergiftet, wobei das arme Geschöpf auch selbst zu Schaden kam; denn, hatte es auch seine echte Mutter gewonnen, so hat es doch einen Vater verloren, der es wie sein eigenes liebte....

Selbstverständlich sind auch alle Schritte eingeleitet, um das untergeschobene Kind aus der Matrikel der evangelischen Pfarre löschen zu lassen. Die katholische Taufe wird wieder in ihre Rechte treten und damit im vorliegenden Falle die außereheliche Geburt. In dem ganzen volkreichen Vororte Währung wird dieses merkwürdige Ergebniß leidenschaftlich erörtert und es haben sich förmliche Parteien gebildet, welche das Für und Wider verfechten, nämlich: ob es nach solcher Erfahrung eine Versöhnung zwischen Eheleuten noch geben könne oder nicht.

— Gegen Insektenstiche. — Wenn man von Bienen, Wespen oder Hummeln gestochen wird, so ist das erste, daß man den etwa zurückbleibenden Stachel ausdrückt. Ein fast überall an der Hand befindliches Mittel ist die Kochzwiebel, von der man dann Stückchen auflegt. Bei öfterem Wechsel derselben hört der Schmerz sehr bald auf. — Schnaken kann man des Nachts abhalten durch Bestreichen des Gesichts und der Hände mit Seife, oder mit ein wenig Lorbeer-, Kampher-, Rosmarin- oder Pfeffermünzöl. Wenn man den Geruch nicht scheut, leistet auch Petroleum diesen Dienst. — Gegen Stiche von Schnaken und anderen Insekten ist es ein einfaches Mittel, die Stelle mit ein wenig Ohrschmalz zu reiben. Schnaken lassen sich am besten durch Reiben der Haut mit Fließpapier, das man mit einigen Tropfen Terpentinöl befeuchtet hat, abhalten.

(Die Fundgrube.)

— Schändlich. — „Nun, wie gefällt es Dir in Deiner Ehe?" — „Ach, liebe Freundin, mein Mann ist ein Elender!" — „Aber warum denn?" — „Ich habe jetzt entdeckt, daß all' seine Liebesbriefe an mich nur Abschriften von denen sind, welche er schon seiner verstorbenen ersten Frau schrieb.''

Errathen. — Der kleine Moritz fragt einen Gast: „Wie heißen Sie?" Herr Engel will einen Scherz machen und sagt: „Ich komme geradenwegs vom Himmel. Wie muß ich nun heißen?"—„Abraham", rief sofort der Kleine.